

Wandlungen in der dichterischen Wiedergabe des Natureindrucks

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **20 (1940-1941)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Augenblick entspricht und die Staatsraison verkörpert. Sie kann uns vorwärts und aufwärts führen. Aber sie muß den Mut zum politischen Kampf besitzen, sich aufs Spiel setzen, mit der öffentlichen Meinung planmäßig arbeiten und rücksichtslos das unternehmen, was der Staatsnutzen gebietet. Wenn ihr das nicht gelingt, und auf der anderen Seite im Volk die Kräfte nicht lebendig werden, eine Neuordnung einzuleiten und eine junge politische Elite emporzutragen, dann allerdings müßte es das Schicksal schon wider Erwarten gut mit uns meinen. Der Umbau wird kommen, so oder so. Das Entscheidende ist nur, daß wir selber die Baumeister sind.

Wandlungen in der dichterischen Wiedergabe des Natureindrucks.

Von **Carl Friedrich Wiegand.**

Die Natur ist in ihren Formen und Farben zwar nicht ewig, aber nur wenig wandelbar. Auch in den Zonen des veränderlichen Niederschlags bietet sich beim Wechsel der Jahreszeiten eine Konstante in der Wiederkehr der Erscheinungen. Aber wandelbar ist der Natureindruck auf den Menschen, sowohl in den Entwicklungsstufen, die der Einzelne durchmacht, wie in den großen zeitlichen Kulturstufen, die ganze Völker durchlaufen.

Wenn der Mensch in einem unkultivierten Lande, sei er Glied eines Naturvolks des Altertums oder der Gegenwart, sich selbst noch auf der untersten Stufe der Kultur befindet, empfindet er bereits die Unterschiede zwischen den Einzelnen. Er ist sich selbst und für seine Mitmenschen bei weitem das Interessanteste. Das Anderssein als der Mitmensch, z. B. in einer Arbeitsweise oder Lebensgewohnheit, erregt entweder Zustimmung oder Widerspruch der Andern.

Im dunklen Drang, in dem angeborenen Gefühl, daß der Mensch den Beruf hat, höher in der Gesittung zu streben, betritt er die allererste Stufe im Streben nach Vollkommenheit, entwickelt er die erste Eigenart und die Einsicht, daß seine Mitmenschen entweder Freunde oder Feinde seines Strebens sind. Der Kampf, der sich möglicherweise dann entspinnt, nimmt neben dem Kampf ums Dasein seine Aufmerksamkeit und seine seelische Kraft am nachhaltigsten in Anspruch. Er ist ein Kampf um den ersten ideellen Zweck, der die erste seelische Freundschaft oder die erste Feindschaft hervorruft.

Die Menschen lebten in ihrem Urzustand, als Kinder der Natur, inmitten der Natur und durch die Natur. Sie waren als Bewohner von Höhlen und Zelten dauernd mit der Natur verbunden, durch ihre Berufe mit ihr verwachsen und nur selten von ihr geschieden. Sie empfingen ihr Leben, wie ein Geschenk der Natur, die ihnen Beschäftigung und Nahrung

spendete, Wachstum, Kraft und Gesundheit. Sie waren abhängig von der Natur, die ihr Dasein fördern, aber auch vernichten konnte, denn sie zahlten der Natur auch ihren Tribut durch Benachteiligung, Unglück, Krankheit, Verlust und Tod. Der Sturm zerriß dem Fischer die Netze, zerbrach dem Schiffer Mast und Boot. Vor Lawinen und Steinschlag, Feuer- und Wasser- not waren sie ebenso wenig gefeit, als vor Bliß und Erdbeben.

Gefettet an die Natur, empfanden sie gelegentlich sogar *F r e u d e*, von ihr getrennt zu sein; gelegentlich auch *F u r c h t*, sich mit ihr vereinigen zu müssen.

Die Natur stellte sich ihnen im Allgemeinen als das Rohe und Feindselige dar, aus dem sie erst durch längeres Ringen etwas Besseres machen mußten. Freilich waren die Schönheiten und Freuden der Natur auch für diese Menschen vorhanden, aber da sie nicht durch Sitte, Gewohnheit, Beruf und sonstige unnatürliche Verhältnisse gebunden, sondern durch die Laune der Natur, z. B. den Wechsel der Witterung, von ihr getrennt waren, so empfanden sie weder die Sehnsucht der Trennung, noch die aufregende Freude des Wiedersehens. Der Mensch in seinem Urzustande kannte weder das Heimweh nach der Natur, noch das Fernweh, sie in ihrer Schönheit und Größe aufzusuchen. Er genoß sie in ruhiger Zufriedenheit, ohne dessen sich selbst recht bewußt zu werden. Er glich dem Gatten einer vortrefflichen Frau, die in seinem Hause Glück und Behaglichkeit verbreitet, die er auch zu schätzen und zu lieben weiß, aber ohne die Gluten stürmischer Begeisterung.

Durch seinen ständigen Verkehr mit der Natur kam er auch dazu, daß er mehr auf das Einzelne achtete, auf das, was sich ihm bei seiner täglichen Beschäftigung aufdrängte und ihm immer wieder auffiel. In diesen Einzelheiten einer toten Masse sah er Kräfte in Bewegung. Da er nun keinen einheitlichen Schöpferwillen, der die Veränderung oder Bewegung schuf, vor allem keinen einheitlichen Geist suchte, so personifizierte er jede dieser Kräfte (wie die Abergläubischen unserer Zeit!) und kam dadurch zur Vielgötterei, zu Vorstellungen von Wesen, die aber aufhören nur die Seele bestimmter Gegenstände zu sein, und, wie der Mensch selber, zu Personen mit Leib und Seele werden — die sogar aus den Gegenständen herauszutreten vermögen. Die Freundschaft und Gegnerschaft bei den Menschen erhielt eine Parallele in der rohen und feindlichen Natur, und es ist nicht verwunderlich, daß der Mensch den fördernden und widerstrebenden Kräften in der Natur menschliche Gestalt lieh.

Wie aber die Naturkräfte sich nicht um das Menschenwerk kümmern, bald fördern, bald zerstören; ferner, wie die Kräfte unzerstörbar bleiben: so sind auch diese Götter lieblos gegen alles Menschliche und ewig.

Menschen, die in der geschilderten Art leben, nennen wir Naturmenschen. Das ästhetische Raisonement des XVIII. Jahrhunderts nannte sie „naive Menschen“. (Was der Vulgärsprachgebrauch unter naiven Menschen versteht, interessiert uns hier nicht!)

„Naive Menschen“ nannte Schiller die alten Griechen, wie sie Homer geschildert hat.

Die Frage entsteht nun: wie stellte sich diesen naiven Menschen die Natur dar? Wie gaben sie ihrer Anschauung Ausdruck?

Das Land war zu Homers Zeiten wenig bebaut, Raubtiere gab es die Menge. Städte waren selten und galten für etwas Merkwürdiges, von dem man nicht genug Ruhmens machen konnte — so die Stadt der Phäaken. Jagd, Ackerbau, Viehzucht, Seefahrt waren die Hauptbeschäftigungen. Die Handwerke waren im Reine vorhanden, die Geschicklichkeit aber groß im Schaffen plastischer Schönheit. Komplizierte Maschinerien waren noch unbekannt. Eisen, das zu hart war, bearbeitete man nur selten. Politik nahm, weil ebenfalls im Urzustande, noch nicht den Menschen in Anspruch; der Königssohn hütete oft die Herden des Vaters. Wer sich einem Berufe widmete, brauchte sich nicht einseitig zu verbilden, von der Natur war er nie abgeschnitten.

Während jetzt ein Mann, der in die Einsamkeit entflieht, dem Löwen gleicht, der den Käfig durchbrach, den Neckereien des Pöbels entrann und die freien Waldeslüfte trinkt, so war damals einer, der sich in die wilde, wüste Natur aus der aufkeimenden Bildung zurückzog, statt an dem Werke des Kulturmenschen mitzuarbeiten, zugleich ein Fahrensflüchtling und ein Narr.

Homer kennt die Natur nur durch die Beschäftigungen der Menschen. Nirgends schildert er sie um ihrer selbst willen, sondern er benutzt sie nur, wenn er einen Hintergrund für menschliche Handlungen haben will, oder Erscheinungen in ihr als Gleichnisse braucht. Daher ist auch unter seinen Beschäftigungen der Menschen der Ackerbau, der uns besonders poetisch erscheint, durchaus nicht mit mehr Liebe behandelt, als andere Tätigkeiten. Der Hauptreiz für uns, Freiheit von drückenden Verhältnissen und einfaches Leben in der Natur, fand er ja nicht nur im Ackerbau.

Daß er seine Gleichnisse vom Naturleben weiter ausmalt, als der Gegenstand erfordert und wir erwarten, hat seinen Grund darin, daß ihm, wenn er ein Ding erwähnt, sogleich eine Menge oft bemerkter Eigenschaften miteinfallen, und da er gewohnt ist, nichts, was ihm vor das Auge kommt, zu verschweigen, und sein natürlicher, gesunder Sinn auch den natürlichsten Weg von Einem zum Andern nimmt, so entrollt sich von selbst vor unsern Blicken ein ins kleinste genaues Bild, das aber seelenlos und unkünstlerisch wäre, wenn nicht das Gegenstück im Menschenleben daneben stände.

Wie wunderbar fein er die Natur nachzeichnet, davon nur zwei Beispiele. Wer von uns hat es bemerkt, daß der Leib der Biene, wenn sie in einer Blume sitzt, traubenförmig herabhängt? Wer, daß die Kinder ihre Füße schleppen? Wenn wir die Wirklichkeit nachprüfen, so müssen wir zugestehen, daß Homer diese Züge, wie ein Moderner, getroffen hat. Diese Züge stehen aber in genauem Zusammenhang mit dem Menschen:

nicht solche Züge sind angeführt, welche auf ein in die Einsamkeit fliehendes Gemüths besondern Reiz ausüben. Den Hang zur Einsamkeit beschreibt Homer als etwas Krankhaftes, das der Zorn der Götter schickt. So wird Bellerophontes damit bestraft, daß er einsam die Gefilde durchstreift, sein Herz verzehrend und die Pfade der Menschen meidend.

So sind wir auch geneigt, an den Völkerschaften, welche Hirten und Jäger geblieben sind, ihren Mangel an Verstellung, ihre ungebundene und ungebrochene Kraft zu bewundern; bei den Hirten im besondern ihre Vertraulichkeit mit den Tieren. Homer aber zeichnet sie mit möglichst abschreckenden Farben. So wohnen die Kyklopen verstreut in Höhlen, kennen weder Recht noch Gesetze noch Götter. Jener, welcher sich sogar ganz absondert, ist ihm der Allerschlimmste. Daß nur ein Widder sein Freund ist, wird ihm zum Vorwurf gemacht und ihm eine solche Bestialität zugeschrieben, daß er sogar Menschen fressen soll. An seinem gewaltigen Körper sieht Homer nur das Ungeschlachte, in seinem Mangel an List nur das Dumme und erzählt mit vielem Behagen, wie der Barbar trotz seiner Kraft von einem gebildeten und geliebten Griechen machtlos gemacht wird.

Uns entzückt ferner am meisten eine Gegend, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, und die noch nicht gehobenen Schätze des Bodens ein Gefühl des behaglichen Überflusses geben. Bei Homer finden wir die Schilderung eines einsamen Fleckchens Erde, das der Ziegeninsel. Wälder und Auen gedeihen prächtig im lockeren fetten Boden, wo Ähren und Reben weit größeren Ertrag geben könnten. In dem Hafen, wo Ankerstein und Haltseil überflüssig sind — so sicher ist er vor Stürmen —, in den sich ein glitzernder Bach ergießt, liegt kein einziges Schiff, denn die Kyklopen, in deren Nähe das Eiland liegt, verstehen es nicht, Fahrzeuge zu bauen. Niemand hat folglich von den Schätzen einen Nutzen, nur wilde Ziegen und auch nach diesen pirscht kein Jäger durchs Dickicht.

Ferner! Das Unbegrenzte, die Freiheit des Meeres entspricht unserm Bestreben nach beiden vollkommen.

„Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsichwer,
Liegst du vor uns ausgebreitet,
Altes, heiliges, ewiges Meer . . .“

Doch Homers Aufmerksamkeit lenkt sich auf andere Dinge. Er achtet auf die Farbe des Meeres und ihre Veränderung und nennt es veilchenblau, grau, schwarz, purpurn und weinartig. Den Wellenschlag bezeichnet er als „stark tosend“ oder „brandend bewegt“. Auch die Menge der Fische erwähnt er, und er nennt es „fischreich“. Freilich wird das Meer dadurch noch nicht zum Nahrungsspenden, und der Ausdruck „unfruchtbares Meer“ erscheint ihm darum auch gerechtfertigt.

Der Abstand der schmückenden Beiworte bei Anastasius Grün und Homer springt in die Augen. Es ergibt sich auch, daß die Bezeichnungen „tiefenreich“, „breit“, „unbegrenzt“ nicht vom Gefühle eingegeben, sondern ebenfalls ruhig hingefagt sind, wie die andern, weil das Meer eben-
 fogut seine Tiefe, wie Breite, wie seine Farbe hat.

Wir sind gewohnt, einem Gegenstande dann ein Beiwort beizufügen, wenn gerade die dadurch bezeichnete Eigenschaft wichtig ist. Homer aber kommt mit dem Gegenstand gleich eine Eigenschaft in den Sinn, die mit demselben verbunden ist, und die er im besondern Falle besitzt, beziehungsweise auch nicht besitzt. So hebt Polyphem die Hände am hellen Tag „zum bestirnten Himmel“ empor, so wird Nausikaas Wäsche „weiß=schimmernd“ genannt, während sie erst gewaschen werden soll.

Die furchtbare Kraftentfaltung des Meeres kann freilich auch Homer nicht verschlossen bleiben und, da alle Kräfte der Natur für ihn Götter sind, so wird das Meer ebenfalls von einem Gotte belebt und heißt daher auch „göttlich“. Aber der Gott ist getrennt vom toten Elemente und kann es nach Belieben verlassen. Er ist Herrscher der See. Vor ihm beugt sie sich, und ihn bewundert und verehrt auch der Sänger, wenn er den Zug des Meergottes über die Wasser besingt. Etwa: fährt der Gott auf seinem Wagen mit erzhufigen Rossen, schwingt er seine golddurchwirkte Geißel, dann teilen sich die Wogen, die Ungeheuer der Tiefe steigen empor und umhüpfen ihren Gebieter.

Aber das Meer selber lockt den Dichter Homer durchaus nicht zur Begeisterung.

Lassen wir nun über das majestätisch ruhige Meer einen Sturm hereinbrechen! Uns wird bei dem gewaltigen Tosen wohl ums Herz. Wir glauben selber unser lange verschlossenes Leid ausraufen zu können und reden uns an:

„Laß deine Toten auferstehen
 Und deiner Qualen dunkle Horden
 Und laß sie mit den Stürmen gehen,
 Die immer weiter wehn nach Norden . . .“

Dagegen läßt Homer, der an verschiedenen Stellen von Stürmen erzählt, diese ganz ohne Bezug auf die Seele. Er berichtet, wie Zeus das erste Wehen erregt, wie er die Wolken heraufführt über Meer und Himmel. Da bricht die Nacht herein, die Orkane tosen von allen Seiten her. Wir hören in dem Klang der Worte Homers das Pfeifen der Windsbrau im Lauwerk des Schiffes; aber dann geht er sogleich zu dem Tun der Menschen über, deutet aber kaum an, was in ihrer Seele vorgeht. Die Schiffer senken den Mast in das Fahrzeug; der Hirte hat, sobald das Wetter losbrach, seine Herde in die Höhle getrieben.

Aber auch hier ist die Natur der Hintergrund für menschliche Handlungen oder ein Gleichnis. Dafür bietet uns der sachliche Schilderer noch ein besseres Beispiel.

Das Gewässer wälzt seine Fluten hin und her, kurz vor Ausbruch des Gewitters. Noch wissen die Wogen nicht, wohin sie rollen werden, denn noch hat sich der Orkan nicht mit Entschiedenheit erhoben. Dies Bild ist allerdings ohne Menschen; aber es soll auch versinnbildlichen, wie die Gedanken Nestors unentschieden hin- und herschwanken.

Die sachliche Betrachtung Homers tritt deutlich hervor, wenn er eine klare stille Nacht schildert. Die wohlthuende große Ruhe, wenn der Mondschein alles verklärt, besingen wir mit den Worten:

„Wie all mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter.
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und sei's auch über welke Rosenblätter...“

Hat Homer für diese versöhnende Ruhe Sinn? Er malt lebendig die leuchtenden Sterne, die sich um den Mond scharen; die bestrahlten Warten und Gipfel der Berge, die erleuchteten Täler; aber kein Wort deutet an, daß ihn selbst das Bild ergreift. Wenn er auch sagt, daß der Hirt sich über die helle Nacht freut, so können wir diese Freude auf etwas ganz Reales beziehen: er ist heute sicher vor Unwetter. Denn mit denselben ruhigen Worten erzählt Homer uns die Freude des Hirten, wenn er die Schafe ruhig zur Tränke kommen sieht, und hier liegt doch der Verdacht der gefühlvollen Naturbetrachtung ganz fern.

Noch ein Wort darüber, wie Homer die Jahreszeiten betrachtet. Der fühlende Mensch sagt vom Winter:

„O wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd und leer!
Rauhe Winde wehn vom Norden,
Und die Sonne scheint nicht mehr!“

Matthias Claudius preist seine frische Kraft:

„Der Winter ist ein strenger Mann,
Kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Er schaut nicht süß noch sauer...“

Die Winterkälte macht uns die Häuslichkeit lieb und wert:

„Wenn dann in rauher Winterszeit
Ein Lied mein Liebchen sänge
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge:
Ich wagt es, mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht, ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.“

Keine von diesen drei Gefühlarten können auf Homer ihre Macht ausüben. Er sagt im gleichen ruhigen und doch innigen Ton, den er immer hat; weil ihm jetzt gerade der Winter zu Vergleichen geschickt erscheint: daß die Schneeflocken fallen, die hochgeschneitelten Berghäupter und die Klee-

gefülde des Landmanns bedecken; daß sie selbst den Strand einhüllen wollen, die Woge sie aber immer wieder verschlingt.

Am schroffsten aber ist der Abstand zwischen ihm und unserer Zeit, wenn er auf den Frühling zu sprechen kommt. Wenn die Erde aufbricht und die Wiesen in Blüten schäumen, dann geben wir unserm Gramme Abschied:

„Was jagst du, Herz, in diesen Tagen,
Wenn selbst die Dornen Rosen tragen?“

Eine ungestüme Wanderlust ergreift uns:

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat mit Sorgen zu Haus!“

Oder:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da weht Gottesodem so frisch durch die Brust...“

Wenn wir aber festgehalten werden, dann rütteln wir doppelt wütend an unsern Ketten, bis der ungestillte Drang der Wehmut Platz macht und wir mit dem Vogel unser Leid teilen, der, wenn auch im Käfig aufgewachsen, doch zur Wanderzeit Tag und Nacht herumflattert:

„Jetzt wieder sproßt im Frühling
Gewaltig Blatt und Keim,
Zum alten Neste ziehen
In Scharen die Vöglein heim;
Nur einer schlägt im Bauer
Zittich und Herz sich wund,
Erlöse der Tod dich, Vöglein,
Nicht eh'r wirst du frei und gesund.“

Während aber der trockenste Mensch in unsern Tagen irgendwie durch das Frühjahr erregt wird, weiß Homer von einem solchen Gefühle gar nichts. Seine Beobachtungsgabe zeigt er freilich auch hier. Er wundert sich über die große Zahl von Blättern und Blüten, die plötzlich kommen: er spricht von den Fliegen, die sich um diese Zeit am meisten um den Milchkübel sammeln; von den Bremsen, welche das Vieh verfolgen, und erzählt ausführlich, wie das Land bestellt wird: zwei gleich starke, große glänzende Stiere ziehen den Pflug und unter der Schar weicht die Scholle, sodaß eine lange Furche entsteht...

Ich habe beileibe nicht alles, vielmehr nur andeutungsweise berührt, was Homer von der Natur sagt, aber das Vorgebrachte ist entscheidend und reicht aus, um ihn als einen durchaus sachlichen Betrachter hinzustellen. In dieser unkomplizierten Welt, und unter diesen einfachen Menschen konnte auch nur eine einfache, gegenständliche, sachliche Naturbetrachtung entstehen. Für die Entwicklung des Naturgefühls war keine Voraussetzung geboten. Wie sollte auf diesem Grunde gar Natursehwärmerie gedeihen!

Dennoch kann es uns nicht entgehen, daß ein leichter Anhauch von Gefühlsbetonung doch, an sehr vereinzeltten Stellen zwar, zum Vorschein kommt. Einmal sogar erliegt er fast dem Gefühle. Wir spüren eine tiefe Sehnsucht.

So ist Odysseus durch den Zwang der Umstände aus seinem natürlichen Wirkungskreise gerissen und weit weg von dem geliebten Ithaka. Da schildert er mit Sehnsucht seine Insel mit dem laubschüttelnden Neriton-Gebirge, dessen Felsen die Mütter von Recken sind. Wenn er sich vollends sehnt, nur den Rauch seiner Hütte aufsteigen zu sehen und dann zu sterben, so glauben wir Lenau zu hören, der, nach längerer Abwesenheit in Amerika, beim Wiederbetreten des heimatlichen Bodens jeden Stein an seine Brust reißen möchte. . .

So sehnt sich auch Homer, der wohl ähnliche Erfahrungen, wie Odysseus gemacht haben mag, nach einer friedlichen Insel mit duftenden Blumen und Bäumen, muntern Vögeln und klaren Brunnen: „Da hätte sich wohl selbst ein Gott gefreut in seinem Herzen, wäre er herzugetreten!“

So schließt er seine Schilderung. Und diese Freude ist jedenfalls anderer Art, als die des Hirten in der Mondnacht.

Verglichen mit dem Ganzen, gehen die Gefühlsäußerungen Homers also sehr eng zusammen. Ganz allein, nur auf die Natur angewiesen, völlig ihr ausgesetzt, möchte er doch nicht sein. Eine Liebesgrotte, mit allem Luxus seiner Zeit ausgestattet, wie Gottfried von Straßburg in seinem Tristan sie schildert, ist bei Homer undenkbar. Wenn er sich von dieser friedlichen Insel fortsehnt, dann ist das ein sicheres Zeichen seiner großen Liebe zur Heimat und zur Familie. Diese vereinzeltten gefühlsbetonten Schilderungen können uns nicht abhalten, Homer zu den sachlichsten Naturbetrachtern zu zählen; denn es kommt nicht auf die seltenen Ausnahmen, sondern auf das Vorwiegende an, wie ein Dichter die Natur gestaltet.

Der sachlichen Wiedergabe des Natureindrucks habe ich bisher die gefühlsbetonte späterer Zeiten gegenübergestellt. Es entsteht nun die Frage: Wie wurde sie?

Im Laufe der Zeit hat sich die Lage der Dinge geändert. Mit der Arbeitsteilung, mit der wachsenden Zivilisation und der fortschreitenden Kultur ist der Mensch allmählich, aber unaufhaltsam, schließlich fast ganz von der Natur zurückgewichen. Aus der einfachen Wohnstätte in den Höhlen und Zelten wurde das Haus, es entstand die Wand, die den Menschen in seinen vielfältigen Berufen einschloß und von der Natur trennte. Fern den Unbilden der Witterung, verweichlichte er und verlor seine Abhärtung. Der stillsitzende Arbeiter, der irgend ein Handwerk betrieb, bedurfte bei kalter Witterung, weil er sich nicht mehr ausreichend in freier Luft bewegen konnte, des Schutzes der Kleider. Schließlich wickelte sich der Mensch im Winter vom Kopf bis zum Fuße ein. Das Dach schützte den Menschen gegen Niederschlag; die Tür, später das Fenster schnitt ihm die frische

Luft ab; der Vorhang hemmte den Zutritt der Sonne; das weiche Lager, später das warme Bett, machte den Menschen noch empfindlicher; die Haut degenerierte allmählich, alle Sinnesorgane der Haut wurden reizbarer. Der Schritt bis zur Überreizung und Verfeinerung der Sinnesorgane, wie sie dem modernen Menschen eignen, ist nicht mehr groß. Der heutige Mensch tritt der Natur gegenüber mit einem entwickelten Gefühlsleben, das bei einer Großzahl der Menschen sehr differenziert ist, und mit sehr empfindlichen, ja reizbaren Sinnesorganen.

Heutzutage sind viele Menschen auf wenige Atemzüge frischer Luft angewiesen, vielleicht auf dem Wege nach der Arbeitsstätte. Der Berufsmensch verläßt sein Haus, besteigt womöglich ein Gefährt, sitzt in der dumpfen Luft eines Bureaus oder schafft in der schlechten Atmosphäre einer Fabrik und bringt seine freie Zeit häufig genug wieder in geschlossenen Räumen zu, in Versammlungslokalen, Theatern, Vergnügungsstätten, Wirtshäusern oder „zwischen Zipfelmütze und Pantoffel“, innerhalb seiner vier Wände. Und dies alles nicht nur heute, sondern monate- und jahrelang. Schlechte Witterung verhindert ihn sogar in Stunden, die er der Natur widmen möchte, sie aufzusuchen — und verregnete Ferien trennen ihn auch in den kurzen Urlaubszeiten eines Jahres von der Natur.

Allein die innere Verbundenheit des Menschen mit der Natur begehrt ihr Recht. Die überfüllten Sonnenbäder, Spiel- und Sportwiesen, die Ausflugszüge und die Reisezeit reden eine deutliche Sprache. Der tausendmal aufgesprungene Wunsch, der tausendmal zurückgehalten wurde, wird mächtig und so stark, daß es den von der Natur Entfernten und Geschiedenen fast wie eine Krankheit packt, sich wieder mit ihr zu vereinigen.

Dieser natürliche Drang ist Sehnsucht, ein mit einer bestimmten Vorstellung assoziiertes starkes Gefühl. Die Auswahl der Worte, die ein Mensch dieser Sehnsucht leiht, ist eine ganz andere, als wenn ein mit der Natur immer Verbundener von den gleichen Dingen spricht, z. B. ein Senne, Schiffer oder Bauer.

Den höchsten Ausdruck dieser Sehnsucht faßt nur das Dichterwort; und alle Dichter, die dieser Sehnsucht Ausdruck geben, nennen wir sentimentale Dichter. Das Einströmen des Gefühls in die dichterische Gedankenwelt, die gefühlsbetonte Auswahl der schmückenden Beiworte, der Zeitwörter und ihrer Abverbien; das Streben des Dichters, durch ein neugeprägtes Wort jede innere Seelenschwingung wiederzugeben; die sprachlichen Stufungen des Gefühlsausdrucks zu verdeutlichen, von der leisesten Regung bis zur Wiedergabe des höchsten Affektes: ist Sentimentalität.

Wenn man im täglichen Sprachgebrauche das wegwerfende Urteil hört: „Ach, wie sentimental!“, so verrät dies zumeist, daß der also Urteilende etwas gedankenlos über die tiefere Bedeutung dieses Wortes hinweg sah, da er doch nur das Tränenselige, Weibische, die falsche Nührung abweisen und ein Beispiel übelster Sentimentalität treffen wollte.

Der vom Sprachrost befreite Begriff „Sentimentalität“ bezeichnet im ästhetischen Raisonement eine Eigenschaft, welche die Tiefe und Schönheit vieler großer Dichtungen ausmacht. Welche Einbuße erlitt unsere Lyrik, wenn wir die großen sentimentalischen Dichter hinwegdächten! Das Eintreten für die edle Sentimentalität wappnet uns gegen die Entgleisungen der Rührseligkeit. Dort aber, wo das Sentimentale gehalten auftritt, gebändigt durch die Kraft erscheint, erstehen die unvergänglichen sentimentalischen Naturgedichte Walters von der Vogelweide, Goethes, Gottfried Kellers, Lenaus, Eichendorffs, Dehmels und Hesses.

„Nach seinem Lenz sucht das Herz
In einem fort . . . in einem fort . . .“

singt C. F. Meyer. Sentimentalität ist jede Strebung unserer Seele nach Menschen und Dingen, von denen wir getrennt sind. Sentimentalität ist nicht nur die Sehnsucht nach der Natur, auch nach der Heimat, die Sehnsucht nach der Ferne, alle Sehnsucht der Liebenden nach Vereinigung, die Sehnsucht der Gefangenen nach Freiheit, der Gläubigen nach Erlösung und dem Himmel.

Wenn Schiller in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ Goethe als spät geborenen Griechen, die Dichtungsart Goethes als *naiv* und die seine als *sentimentalisch* bezeichnet, so vergißt Schiller, daß Goethe, der das Wort *Heimweh* zwar nie in einem Werke gebraucht hat, das klassische Lied des Heimwehs „Mignon“ und das klassische Drama des Heimwehs in seiner human-christianisierten „Iphigenie“ geschrieben hat, die das Land der Griechen mit der Seele suchte. Er unterdrückt, daß Goethe eines der sentimentalsten Werke der Weltliteratur „Die Leiden des jungen Werther“ verfaßt hat, und übersieht, daß in seiner eigenen Dramatik große Partien sind, in denen keine Spur von Sentimentalität fühlbar wird.

Bestimmend ist auch hier, was als das *Vorwiegende* bei einem Künstler bezeichnet werden kann.

Vorbedingung für das Maß der Gefühlsbeteiligung sind die vielfältigen Umstände und Eindrücke, die den Dichter augenblicklich beeinflussen. Abhängig von der Zeit, dem Einflusse eines Erlebnisses, von der vorwaltenden Einstellung der Seele, gestaltet der Dichter in bestimmten Zeiten und Stunden *naiv* oder *sentimental*, der eine mehr und häufiger, der andere nur zu Zeiten.

* * *

Sollen wir heute noch sentimentale Dichtungen lesen? Vor allem, soll die Jugend sie lesen?

Wir leben in einer gefühlsarmen Zeit. Was muß auf uns einwirken, bis ein Eindruck uns erregt! Wir erziehen unsere Kinder zum Ertragen körperlicher und seelischer Schmerzen. Gut! Wir schämen uns aber auch, Gefühl zu zeigen.

Der höchste Wert allen Unterrichts liegt in der Erziehung des Menschen. Der fruchtbarste Boden, auf dem Erziehung gedeihen kann, ist das Gemüt, der Mutterboden für alle Gefühle. Aus den stärksten Gefühlen gehen die stärksten Handlungen hervor. Alles, was das Gefühlsleben der Menschen stärken kann, ist gut, weil ein fühlender Mensch leichter für alles Gute entflammt wird, als ein gefühlsarmer, gefühlsroher Mensch, oder gar ein an moral in-anity leidender. Gepaart mit starken Gefühlen, sei der Wille, sie zu beherrschen. Das bewahrt uns vor Gefühlsduselei.

Allein die Gefühlsbeteiligung und Gefühlsbetonung in der Wiedergabe des Natureindrucks ist noch einer höchsten Steigerung fähig, nämlich dann, wenn der Abstand des Menschen von der Natur am größten geworden ist. Die Spannung der Entfernung wirkt sich dann in den stärksten Affekten der Trauer, der Freude, der Liebe, des Jorns, der Bewunderung und Begeisterung aus.

Der Mensch hat die Natur im Laufe der Zeit im Ganzen unterworfen, ihre Kräfte sich dienstbar gemacht. Doch seine Lebensverhältnisse haben sich verwickelt und enger gestaltet, sodaß der Einzelne meist in eine Stellung hineingerät, die ihn zwingt, Anlagen, welche besonders verdienten, ausgebildet zu werden, brachliegen zu lassen, geringere als Gewächshauspflanzen in die Höhe zu treiben. Die Menschen, die ihn einengen, zwingen ihn, er kann ihnen nicht mehr entfliehen noch sie niederkämpfen. Haß und Neid bleiben nicht aus, endlich wird sein Wahlpruch:

„Sich von den Menschen fernzuhalten,
Verarg ich keinem Menschenkind.
Sie möchten uns die Seele spalten,
So herzlos, wie die meisten sind!“

Von der reinen Natur ist er oft, unter Umständen für immer, abgeschnitten. In selbstgewählter Einsamkeit zieht er sich zurück. Hermann Hesse klagt:

„Seltsam im Nebel zu wandern,
Leben heißt einsam sein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein . . .“

Die Schönheit der Natur in sich einzusaugen, böte ihm Ersatz für die Menschen. In ihr könnte er wohl vergessen, was sie ihm Leides getan. Der Einsame malt mit noch glühenderen Farben voll sehnenenden Leids ihre Reize; ja er zaubert sie sich vor, schöner noch, als sie in Wirklichkeit sind. Genau spricht, wie in einem Gebet, zur Nacht:

„Sich von den Menschen fernzuhalten,
übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!
Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für . . .“

Kann er sich also für Augenblicke der Natur hingeben, dann wirft er sich ihr an die Brust, wie an die einer Geliebten, legt sein Haupt in ihren Schoß und sucht Vergessen.

Es widerstrebt auch einem solchen Menschen, die Natur als eine Masse zusammengewürfelter Teile, die von den verschiedenen Gottheiten besetzt sind, zu betrachten, auf die einzelnen Teile und Teilchen sein Augenmerk zu richten, da er keine Zeit hat, sich in die Natur einzuleben. Er ist froh, den Kreisen der Menschen, die von so verschiedenartigen Geistern und Geisterchen gelenkt werden, zu entfliehen und etwas Ganzes, Einheitliches zu finden. Er wird in der Natur das Walten einer Seele, die ihr Leben und Gemüt ist, und ein Teil seiner eigenen Seele erkennen. Diese Seele ist nicht etwas von der Natur Getrenntes, sondern mit der toten Masse (die allein dem sachlichen oder naiven Menschen als Natur erscheint) verbunden. So bildet sich die Natur! Sie ist es, die von dem aus erkünsteltesten Verhältnissen zu ihr entfliehenden Menschen geliebt wird, wie ein menschliches Wesen, wie eine Frau, der ein Liebender um ihrer Schönheit willen alle Fehler verzeiht. Es ist die Natur, die in ihrer Alldurchseelung nichts Totes kennt.

Einen solchen Naturbetrachter in seiner reinen Hingabe und höchsten Begeisterung nennen wir Naturschwärmer. Wenn ein solcher Mensch aus seiner tiefen Einsamkeit zur Natur flieht, dann gleicht er dem Gefangenen, der die Kerkerstäbe zerbrach. Viliencron schildert von einem vorgeschobenen Klippenfelsen, an einer Steilküste, das stürmische Meer:

„Vor mir liegt in weitester Bahn,
Glitzernd, schäumend, brandend, brüllend,
Vor mir wogt der Ozean . . .

Wild aufjauchzend vor Entzücken
Schleudr' ich mitten in den Gischt
Weit mein Schwert, wie Glend'skrücken,
Daß die Welle spricht und zischt.

Eine Lohe, an der Stelle,
Schießt, ein Garbenkorn, empor —
Und es ruft mich, rafft mich, reißt mich
In des Weltmeers Donnerchor!“

Die Formlosigkeit der Natur wird in seinen Augen, die sich am Überkünsteltesten und Eingeeengten übersatt gesehen haben, zur Freiheit. In der Vernichtung der Menschenwerke sieht er nur die furchtbar großartige Kraft, welche ungebundene Entwicklung begleitet, und den Drang, die schlau sie fesselnden Menschlein im Freiheitsdurst zu zermalmen. Selbst wenn die Natur ihn vernichtet, muß er noch die Größe ihrer Gewalt und Leidenschaft anstaunen . . .

* * *

Sind wir nicht alle ein wenig Naturschwärmer? Die Jugend vor allem, die den Zusammenhang mit der Natur am stürmischsten bekennt und jede längere Trennung von ihr wie einen körperlichen Schmerz empfindet.

Was macht uns Alte zu Naturschwärmern? Das Leiden am Leben, an der Zeit, an der Welt — mit einem Wort der *Weltschmerz*.

Der Weltschmerz, den der Zyniker so gern belächelt und die Naturschwärmerei haben in unserm Zeitalter ihre volle Berechtigung als Gegengewicht der ungesunden Zustände der menschlichen Gesellschaft. Wer über diese Gefühle spottet, der steht nicht über, sondern unter ihnen. Der mag sich von der Statistik der an Zahl zunehmenden Freitode, die durchaus nicht immer aus materieller Not erfolgen, belehren lassen. — Die Gefahr liegt aber nah, daß man bei den das Gefühl so sehr unterdrückenden Verhältnissen, um nicht zum ledernen Philister einzutrocknen, sich in Gefühle hineinlügt, die man gar nicht hat, und die Strafe, die jeder Lüge folgt, durch eine Krankhaftigkeit des Gemütes abbüßt.

Ein innerlich gesunder Mann, jeder ehrliche Mensch wird jedenfalls froh sein, aus der dicken Luft dieser Welt zu Zeiten herauszukommen. Ihm wird in der frischen, sonnigen, stärkenden Wald-, Gebirgs- und Seeluft sehr wohl sein. Für solche Leute ist eine ‚Bibel der Gesundheit‘ Homer, aus dem eine stärkende, rassige, herbe Luft strömt.

Die Nerven werden in der Natur neue Spannkraft bekommen, sodaß er den Kampf mit dem Ungeheuer „Unnatur im Leben“ frisch wieder aufnehmen und die Welt ihrem Ziele, Vereinigung der Natur mit der Kultur zur veredelten Natur, nach seinen Kräften ein Stück näher führen kann.

Wer freilich in seiner Abgeschlossenheit — mag es selbstgewählte Einsamkeit oder Verlassenheit sein — so schlaff und schwach geworden ist, daß er, um nicht handeln zu müssen, sich in seinen Weltschmerz verliebt und ihn hätschelt, für den ist Homer nichts. Er wird ihn wegwerfen und, bildlich gesprochen, Ossian nehmen, wie Werther tat. Für den ist aber auch die Natur nichts, denn die ist gesund und macht gesund. Wer aber die Gesundheit haßt, für den ist nur die Krankenstube, vielleicht mit einigen gemalten Bäumen, Bergen und Landschaften, damit er sein Schoßhündchen „Sehnsucht — Schwermut — Weltschmerz“ wachhält — oder die Pistole.